

Hans D. Gossing

## **Aller Anfang ist schwer**

Der 8. Januar 1944 wurde in den Büchern des Wetterdienstes Hamburg als der kälteste Tag seit Beginn der Aufzeichnungen geführt. Bei 32° minus ließ der Ostwind die Kreisstadt an der Nordsee erstarren. Die Fenster im ersten Stock der Wilhelmstraße 56 waren dick zugefroren. Der schwarze eiserne Ofen in der Ecke des Wohnzimmers schaffte es gerade noch, seine Wärme bis zum Esstisch in der Mitte des Zimmers zu verteilen. Die ganze Fensterfront glitzerte, die Tapete war gefroren. Die Schiebetür zum Schlafzimmer war geöffnet, um einen kleinen Hauch Wärme einzulassen. Das Stöhnen meiner Mutter war zu hören. Oma lief aufgeregt zwischen Schlafzimmer und Wohnzimmerfenster hin und her. Immer wieder versuchte sie ein Guckloch ins Fenster zu hauchen, ein zweckloses Unterfangen. Sie wartete auf ihren Mann. Opa war schon seit Stunden unterwegs, um die Hebamme zu holen. Endlich waren Schritte auf der Treppe zu hören. Die zwei brachten einen Schwall kalter Luft herein. „Wo warst Du denn so lange“, zischte Oma ihren Mann an, als er Mantel, Schal und Hut der Hebamme an die Flurgarderobe hängte. „Ich musste ganz raus zu Färbers an den Außenhafen, Frau Färber hat `nen Jungen gekriegt“, flüsterte Opa zurück, die Hebamme war im Schlafzimmer verschwunden. Jetzt rief sie nach Oma, scheuchte sie nach heißem Wasser und Tüchern, vertrieb Opa aus der Wohnung und es dauerte nicht lange, da hatte sie auch mich vertrieben, herausgezerrt aus meiner kuschligen, warmen Höhle, die etwas eng geworden war. Rotblau, verfroren, runzlig, hässlich hing ich nun da, Kopf nach unten, wurde geschlagen, von den Resten meiner letzten Behausung befreit und protestierte laut schreiend gegen diese bössartige Welt. Dann versöhnten sie mich einigermaßen. Sie wickelten mich in warme Tücher und legten mich in ein großes Ding, wo ich nicht mehr die Knie bis unter`s Kinn ziehen musste und überall anstieß, wenn ich mich mal drehte. Die Erschöpfung wich einer großen Müdigkeit. Der Ostwind piff mich in den Schlaf.

Mit der Zeit lernte ich meine Umgebung kennen. Die Köpfe, die mir manchmal recht bedrohlich nahe kamen, die verschiedenen Finger, die mir die Wangen streichelten, was ich gar nicht immer gerne hatte und die ich dann immer fest umklammerte, was wiederum den Fingern zu gefallen schien. „Der Junge wird mal sein Geld festhalten“, hieß es dann, und ich lief rot an vor Anstrengung und wollte den Finger nicht mehr loslassen. Die Tage waren eintönig. Hunger wechselte sich ab mit Gesättigtsein, volle Windeln wurden ausgetauscht gegen leere. Eine Sache, die zwiespältige Gefühle in mir auslöste. Es war unangenehm, die Nässe und den Brei zwischen Beinen und Po zu haben und ich war froh, wenn ich das Zeugs los wurde, aber nackig auf dem Wohnzimmertisch zu liegen, Füße in die Luft gestreckt, Wasser, Puder, Salbe auf meinen Körper, das war auch nicht die wahre Freude. Besonders hasste ich es, wenn es hieß: „Renate, wickel Du doch mal Deinen Bruder. Du bist doch schon groß.“ Renate war meine neun Jahre alte Schwester und sie hatte ganz unangenehme Finger. Knochige, dünne, harte Stöcker, die mich in die Seite stießen, dass es weh tat, mit denen sie mich an den großen Zehen riss, wenn kein Erwachsener zusah und mit denen sie immer an der Weichstelle auf meinem Kopf rumklopfen musste, um zu sehen ob die Eierschale schon hart wurde. Ich gab mir solche Mühe, ihre Gunst zu gewinnen, setzte mein strahlendstes Lächeln auf, glückste vor Vergnügen, wenn sie über meinem Bett die Augen verdrehte und die Zunge rauhängen ließ und versuchte sogar dem Wasserfluß Einhalt zu gebieten,

nur dass sie mir nicht an die Wäsche musste. Es war vergebene Liebesmüh. Meine große, von allen geliebte, Schwester versuchte doch wirklich eines Tages, mich für immer aus dem Weg zu räumen.